

Pepe und die Zauberkutsche

von Mia Rusini

Lektorat Wendy Nikolaizik

© 2022 Mia Rusini

ISBN

978-3-99139-814-1 (Hardcover)

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin:

Buchschniede von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschniede.at



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Was du siehst, ist nicht das, was ist.

*Was du nicht siehst, ist das, was bleibt –
ein Gefühl.*

Das Gefühl ist das, was ist.

Erster Teil

„Ach du liebe Güte ... da ist doch ... nein, das kann nicht sein. Oder doch? Mahagoni, bist du hier?

Bist du im Bad? Um Himmels Willen, komm doch her, wo immer du auch stecken magst!

Mahagoni? *Maahaagooni!*“

„Herrje, schrei doch nicht so! Weshalb bist du so aufgebracht? Das tut dir nicht gut, denk doch an deinen nervösen Magen.“

„Wo zum Teufel hast du gesteckt? Sieh nur, ich hab mich nicht getäuscht. Sieh da!“

„Was denn, was ist da? ... Die Kutsche?“

„Ja, ich glaube schon. Das ist die Kutsche.“

„Grundgütiger! *Die Kutsche!*“

1. Mahagoni

Sie hatte rotbraunes Haar und schon recht viel davon, als sie geboren wurde. Deshalb hatten ihre Eltern ihr den Namen Mahagoni gegeben.

Mahagoni wuchs heran, wurde von Tag zu Tag fröhlicher und hatte eine Ausstrahlung, der ein besonderer Mann nicht widerstehen konnte. Sie lernten einander kennen und lieben, und bekamen ein Baby.

Mahagoni hatte das Baby lange gestillt und so oft es ging getragen, sodass es sich immer sicher und absolut erwünscht fühlte. Es hatte sich langsam mit der Umwelt vertraut machen müssen, denn bislang hatte es ja nicht gewusst, dass es noch etwas anderes gab als den Leib seiner Mutter – obwohl es dies erahnt hatte. Mahagoni war es wichtig, dass es die Welt als Ganzes in sich aufnahm. Es entstand eine intensive Mutter-Kind-Bindung, die dem

Kleinen Selbstbewusstsein gab. Frei und angstlos wuchs es zu einem glücklichen Kind heran. Mahagoni war eine fürsorgliche Mama, oftmals zu lieb, was die Lehrerin als *zu leichte Erziehung* betitelte. Unten im Aufgabenheft, wenn auch ganz klein, schrieb sie oft diesen oder einen ähnlichen Satz: *Sie müssten etwas mehr Strenge zeigen und auch mal nein sagen.*

Mahagoni wusste nie so recht, was genau damit gemeint war, und wenn sie die Lehrerin darauf ansprach, meinte diese: „Wo soll das hinführen, wenn der Junge erwachsen ist? Das mit den ständigen Träumereien, das geht doch nicht. Sie müssen ihm Paroli bieten, sonst wird aus ihm nichts. Wenn Sie ihn nicht vorbereiten, wird er es in der Welt schwer haben.“

Davor sorgte sie sich wie wahrscheinlich jede Mutter, obwohl es dazu keinen Grund gab.

Vielleicht, so dachte sie, geht er zu oft zu dem Geschichtenerzähler. Aber sie brachte es nicht übers Herz, ihren Sohn davon abzuhalten.

Vielleicht gerade deshalb, weil sie sie selbst so faszinierend fand und immer neugierig darauf war, was der Junge ihr als nächstes erzählen würde. Es fühlte sich an, als würden diese Geschichten, die ihr Sohn ihr nacherzählte, ihre eigene schöne Kindheit zurückholen. Der Junge tat es gern. Er verlor sich darin und es war, als würde er erneut in die Geschichten eintauchen und alles selbst noch einmal erleben.

Da es immer lange Geschichten waren und Mahagoni erschöpft, fiel sie oft in einen fantastischen Schlaf. Darum war sie unsicher, ob ihre Träume aus dem Inhalt der Geschichten bestanden oder sich aus ihrem Inneren heraus selbst erschaffen hatten. Wenn es sie des Nachts dürrstete und sie aufwachte, um einen Schluck Wasser zu trinken, fand sie sich auf der Couch

wieder – jedes Mal war sie mit einer leichten Decke zugedeckt worden. Wie immer ging sie dann nach ihrem Jungen sehen, der in seinem Bettchen selig schlief.

Auch am Morgen war der Traum noch da und solange sie diesen in ihrem Kopf gefangen halten konnte, fühlte sie sich merkwürdig ungezwungen und frei – wie ein Kind.

Jedes Mal dachte sie: *Ich kann meinem Jungen nicht am Besuch des Erzählers hindern!*

Diese Geschichten waren für sie die unmittelbarste Wahrnehmung eines absoluten und bedingungslosen Glücks.

Irgendwie wusste sie, dass ihr Sohn all die Erzählungen immer bei sich tragen würde. Um aus ihnen, wenn auch nicht augenblicklich, aber irgendwann später einmal, zu lesen, zu verstehen, zu lernen und an ihnen zu wachsen.

2. Der Straßenmusiker

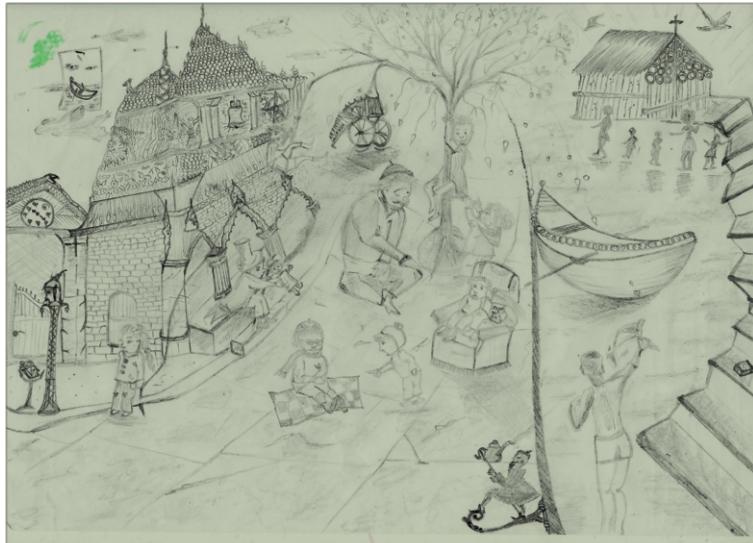
Wie jedes Wochenende lief der Junge zu der kleinen Mulde, um sich einen Platz zu sichern.

Wenn die Messe zu Ende war, kamen sie alle herbei, um der Musik des alten Leierkastens zu lauschen und sich auf eine Reise mitnehmen zu lassen. Es war kein gewöhnlicher Leierkasten, wie man meinen könnte, es war ein Kunstwerk von Zauberhand.

Wenn der Straßenmusiker die Kurbel der kleinen Orgel ein letztes Mal drehte und die Leute, verführt vom Magischen, in verschiedenste Richtungen auseinander stoben, blieben nur noch die Kinder. Die Erwachsenen hatten keine Zeit mehr für Geschichten, aber die Kinder hatten sehr viel davon. *Die Lehrerin würde sicher große Augen machen, wenn sie sehen könnte, wie viele Kinder unterschiedlichen Alters friedlich und leise zusammensaßen,* dachte der

Junge, der wie all die anderen Kinder den Blick auf die Lippen des Erzählers richtete.

Noch waren sie zu einer feinen Linie geschlossen. Es war ganz still. Eine gebündelte, harmonische Stille. Ein kleiner Kreis bildete sich zwischen den feinen Linien. Jeder wusste: Jetzt geht es los. Der Straßenmusiker sog viel Luft durch seinen Mund, um sie dann lange in seiner Lunge zu behalten, damit er ohne Pause



erzählen konnte. So machte er es immer. Alle kannten diesen sonderbar geformten Kreis, den seine Lippen bildeten, wenn er die Luft einsog. Mal dehnte er sich und wuchs oder bildete ein Oval, und dann verlieh die weiche, tiefe, brummende Stimme der Geschichte Glanz und Farbe und entließ sie in die Welt, als sei sie Wirklichkeit. Vielleicht war sie das auch. Er erzählte sie mit einer Sicherheit, die keine Zweifel offen ließ.

„Der Straßenmusiker kann so wunderbar erzählen. Jedes Mal wird mir ganz warm, und ich meine, fliegen zu können. Das Schönste an seinen Geschichten ist, dass sie wahr sind“, flüsterte ein Kind. „Pscht, pscht!“, zischte sofort ein anderes. Aber es spürte genau das, was das Kind ihm soeben zugeflüstert hatte.

Überall schienen Feen mit Schmetterlingsflügeln um die Kinder herumzuschwirren, denn es kribbelte allen am ganzen Körper. Die Feen

mussten aufgeregzt sein, wie wild schlügen sie mit ihren zarten Flügeln. Alle Kinder waren um den Geschichtenerzähler versammelt.

Es herrschte eine zufriedene und harmonische Stille, wie immer. Jedes Kind empfand es gleich. Wie ein Fest. Wie einen glücklichen Moment. Wie ein Abenteuer. „Wie heißt er?“, fragte ein Junge, der seine großen Augen fest auf den Straßenmusiker geheftet hatte.

„Er heißt Pepe“, kam es leise von der Seite.

Alle Kinder hörten ihn ruhig ein- und ausatmen, und machten es ihm nach. Noch war leicht der Wind des Atems zu spüren. Dann kam kein Wind mehr, alles wurde ruhig.

Und dann ging es los. Aus seinem geöffneten Mund strömten sie heraus, die Worte, die nicht nur Worte waren. Die Worte, die zu einem großen Zauber heranwuchsen, je mehr Pepe von ihnen benutzte; und er bediente sich reichlich an ihnen, wie an Noten für seine Musik.

Er verstand es wie kein Zweiter. Die Kinder wollten alles hören und das war wichtig. Sie wussten nicht, wie wichtig. Ohne sie konnte Pepe nicht zaubern.

3. Die Lehrerin

Dieses Mal war die Lehrerin geblieben. Noch war sie versunken in der Musik, die sie träumen ließ, noch war sie im Traum. Deshalb konnte sie den Gongschlag der Kirche nicht hören, der sie an ihre Pflichten erinnerte. Die Glocke wurde sogar einmal zu oft angeschlagen, aber auch das bemerkte die Lehrerin nicht.

Leicht wog sie ihren Kopf mit jedem Ton der Glocke, die von so weit her zu kommen schien. Sie zählte sogar mit, das hatte sie sich schon als junges Mädchen angewöhnt.

Damals hatte hier noch niemand ein Band mit einem glitzernden Verschluss am Handgelenk getragen, das ein Gehäuse einfasste, dessen Inneres im gleichen Rhythmus tickte und daran erinnerte, dass die Zeit ablief.

Zu zählen hatte sie schon früh gelernt. Immerzu hatte sie es geübt. Die Kirche mit der

großen goldenen Glocke hatte es ihr beigebracht. So lernte sie auch das Rechnen – durch Zählen fand sie heraus, wieviel Zeit ihr noch blieb, ehe sie nach Hause musste. Sie zählte mit, auch jetzt noch, wo sie nicht um eine bestimmte Uhrzeit zuhause zu sein hatte. Manche Dinge legt ein Erwachsener nie ab und Lilly legte diese Angewohnheit zu ihren Marotten. Wenn Erwachsene Dinge zu oft getan haben, dann tun sie diese wie im Schlaf. Dadurch kann es passieren, dass ihnen ein Fehler unterläuft – was nicht weiter schlimm ist – einen Gongschlag nicht mitgezählt, einen Schlag mal ausgesetzt.

Übersprungen. Vergessen. Fehler sind nicht schlimm. Schon gar nicht, wenn dadurch mehr Zeit gewonnen wird. Lilly hatte somit eine ganze Stunde zu viel. Sie befand sich noch immer in einer Art Schlaf, sie träumte mit offenen Augen. In ihren Träumen sah sie viel.

Sich selbst zum Beispiel. Sie sah sich als junges Mädchen. Sie stand vor der großen Kirchturmuhr und zählte die Gongschläge. Dann huschte ein Lächeln über ihre Lippen.

Sie hatte noch etwas Zeit, genau eine Stunde, ehe sie ihre jüngere Schwester aus dem Kindergarten abzuholen und für das Mittagessen zu sorgen hatte. Ehe sie den Staubwedel durch die Stube zu jagen hatte und der Schwester einschärfen musste, sie solle sich nicht rühren, bevor sie vom Markt zurück sei – und sie würde erst zurück sein können, wenn sie ein paar von den bunt gestreiften Deckchen verkauft hatte, die sie jeden Abend fleißig webte.

Eine Stunde, das kann viel sein. Sie überlegte sich nicht, was am Gescheitesten wäre. Als Kind bedarf es keiner solchen Überlegungen – alles ist gescheit. Als erstes hüpfte sie vom Bordstein auf und ab.

Ein paar Kieselsteine, die vom gesäumten Sandweg abgekommen waren und nun in den Furchen ihrer Schuhsohle steckten, lösten sich beim Hüpfen aus ihrer Klemme. Das Geräusch, das sie machten, wenn sie gegen den Bordstein prallten, bereitete ihr eine zusätzliche Freude.

Mit fröhlichen Augen, wie nur ein Kind sie haben kann, hüpfte sie nun auf den Bordstein hoch und schaute den funkelnden Kieselsteinen nach, um dann sogleich im raschen Tempo wieder hinunterzuhüpfen. Es war ein schönes Spiel; hoch, runter, runter, hoch.

4. Der Polizist

Wäre sie nicht so ausgelassen gewesen, hätte sie ganz sicher den Uniformierten kommen sehen, denn er passte so gar nicht ins Bild.

Diese Aufmachung. Diese Ausstrahlung.

Die Gangart. Steif und unbequem.

Und das Auffälligste an ihm war: Er schien nicht fröhlich zu sein. Drum fiel es ihr so schwer zu erkennen, wer sich in der Uniform verbarg. Er machte sich ganz klein und war für das Mädchen überhaupt nicht sichtbar. Nur die Uniform, die schon. Und die Uniform kam mit langen Schritten viel zu schnell näher.

Lilly ängstigte sich vor dieser, die sodann einen gewaltigen Schatten über das Mädchen warf und sie wie einen dunklen Schleier umhüllte. Lilly begann zu frösteln, es war als verschluckte der Schatten alles Sonnenlicht.

Die Kieselsteine, nun nicht mehr von der Sonne angestrahlt, konnten nicht mehr so wunderbar glitzern. Sie veränderten ihre Farben zu einer einzigen: Grau. Mit dem Farbwechsel von bunt glitzernd zu grau, hielt Lilly mit dem Hüpfen inne. Sie befand sich gerade in dem Sprung nach oben, also von der Straße zum Bürgersteig, als sie von den grauen Steinen aufsah. Mit ihrem Blick folgte sie dem Schatten und hob den Kopf, um bis ganz hinauf sehen zu können, denn irgendwo musste der Schatten enden. Ihr Blick traf zuerst auf die Schuhe und wanderte bis hinauf zur Mütze, die zur Uniform ausgezeichnet passte. Aber wo war derjenige, der darin sein musste?

Sie blickte ein Stückchen weiter nach unten und wollte die Augen sehen, aber vor lauter Uniform gelang das nicht. Mit einem Mal fühlte sie sich unscheinbar. Das Mädchen schaute auf. Die Uniform schaute hinab.

Und dann erschrak Lilly fürchterlich.

Aus der Jackentasche kam eine geballte Hand, sogleich aber schnellte ein Zeigefinger empor, als springe eine Klinge aus einem Klappmesser hervor. Zack. Der Finger machte einen Satz auf Lilly zu, hielt aber kurz vor ihrer Brust inne. Dort schwenkte er aus, einmal nach rechts und dann wieder nach links. Während er damit fortfuhr, beinah wie zur Beruhigung, dröhnte es aus der Uniform: „Du weißt schon, dass du mitten auf der Straße stehst?“

Sie blickte zu ihren Füßen, die am unteren Rand, noch immer zum Sprung bereit, dicht am Bordstein auf dem grauen Asphalt standen. Gar nicht mehr so fest, ihr war, als schwankte sie leicht. Aber das konnte auch von der Bewegung des Zeigefingers herrühren.

„Kennst du denn den Unterschied zwischen der Fahrbahn und dem Bürgersteig noch nicht? Mh? Da liegt ein gewaltiger Unterschied. Dieser